

Statthalter Pilatus für den Tod Jesu verantwortlich. Er hat das entscheidende Todesurteil gefällt. Da er dies aber erst nach langem Sträuben und unter dem Druck der fanatischen Menge tat, ist seine Gesamtschuld geringer als die der genannten Juden, eine Auffassung, die vom Evangelisten Johannes (19, 11) schon Jesus selbst in den Mund gelegt wird.

Jesu Tod auf Golgotha war also geschichtlich gesehen nicht das unvermeidliche Ergebnis gewisser tragischer Umstände, nicht ein bloßer Justizirrtum, auch nicht, wie Rosadi meinte, ein förmlicher Privatmord, sondern ein klarer Fall von Justizmord.

Gleichwohl hat der Herr während seines Todesleidens für seine Mörder gebetet: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 23, 34). Dieses Gebet spricht von der Unwissenheit der Widersacher Jesu nicht in dem Sinn, als hätten diese schuldlos irrig gehandelt. Denn wenn keine Schuld vorlag, bedurfte es auch keiner Fürbitte. Das Gebet setzt die Schuld der für Jesu Tod Verantwortlichen voraus, es ruft aber Gottes Barmherzigkeit an, um von ihr Verzeihung für die Schuldigen zu erwirken.

Diese Haltung des Herrn sollte der Christenheit stets von neuem zu denken geben. Sie allein schon macht deutlich, wie unchristlich, ja widerchristlich es wäre, wollten die Christen von heute den Nachkommen jener schuldig gewordenen Menschen im Hinblick auf die Geschehnisse des Karfreitags mit Gefühlen des Hasses und der Abneigung begegnen. Zudem sieht der gläubige Christ die Schuldfrage noch in einem ganz anderen Licht als der bloße Historiker. So groß und so wirklich die Schuld der Richter und Henker Jesu Christi gewesen ist, wir, die wir uns durch das Blut des gekreuzigten Herrn erlöst wissen, erkennen jene Schuld in einem tieferen Sinn doch auch als eine *felix culpa*, eine glückbringende Schuld, aus der nach Gottes Ratschluß aller Welt das Heil erwachsen ist.

Auf Sternensuche im Pamirgebiet

Von NIKOLAUS GURJEW

(Fortsetzung)

Im Jahre 1936 verlegten wir unsere Forschungsarbeit in die Nähe von „Hadschi-obi-garm“, auf deutsch „Heiliges heißes Wasser“. Dieser Punkt lag am Steilufer über dem Fluß Masar, einem linken Nebenfluß des Warsop. Wir bauten unsere Station auf 2600 Meter über dem Meere in einem scharfen Einschnitt zwischen den Flüssen Mosar im Norden und Gurki-Darja, das ist Wolfsfluß, im Süden auf. Die Gegend war von idyllischer Schönheit. Ein künstlich angelegter Wasserlauf von der Stärke eines Baches führte am Lager vorbei und die Hänge waren dicht mit „Artschah“, einer japanischen Bergfichten-Art, bestanden. Das Sandsteinmassiv dort ist eine Fundgrube für Paläontologen, so reiche Spuren einer vorzeitlichen Fauna weist es auf.

Im Flußtal des Masar war um heiße Schwefelquellen ein primitiver Kurort aus Zelten aufgebaut. Beinahe 80 Quellen sprudeln dort als kleine Geiser

mit Temperaturen von 60 bis 80 Grad Celsius, und die Muselmanen verehren sie als heilig. Zahlreich pilgern sie aus großen Entfernungen zu ihnen und bringen auch ihre Kranken.

Auf einem nahegelegenen Hügel entweicht der Erde anstatt Schwefelwasser Schwefeldampf. Und es gehört mit zum „heiligen Baderitus“, daß die Pilger von einem Hammel essen, der auf einer eigenen Vorrichtung über einem solchen Dampf ausstrahlenden Loch, unter Verwendung von vielen würzigen Kräutern, gar gekocht wurde. Die Reste der Mahlzeiten holen sich dann die zahlreichen Gebirgsgeier, deren Flügelspannweite nicht selten bis zweieinhalb Meter erreicht.

In dieser Gegend befinden sich auch ganze Walnußwälder, deren Früchte zahlreiches Getier, besonders die kleinen Himalaja-Bären, anziehen. Es waren manchmal mehr Bären in unserer Umgebung als Menschen. Und sie waren genau so ungehalten über unser Erscheinen an diesem Platz wie die Menschen über sie!

In jenem Jahr war mir das Glück beschert, im Sternbild „Lacerta“ einen neuen Stern zu entdecken. Er wurde als 605/1936 eingetragen. Und zwar gelang seine Entdeckung vor „Maximum“, ein ziemlich seltener Fall.

Während ich am Abend des 18. Juli 1936 einen Platz im Sternbild „Cepheus“ beobachtete, fiel mir ein Sternchen von etwa 4 bis 4,5 mg auf. Am Tage vorher hatte ich an diesem Platz diesen Stern nicht gesehen. Sofort erkundigte ich mich sowohl bei meiner Frau als auch bei den Kollegen und zusammen beobachteten wir dann. Der Lichtaufstieg dieses Sternes war sehr schnell. Durch das Spektroskop waren im violetten Teil des Spektrums starke Emissionslinien zu sehen. Es wurde uns klar, daß es sich um einen neuen Stern handelte.

Eigentlich sollten wir nun das Büro für astronomische Entdeckungen in Kopenhagen durch Radio-Telegramm verständigen. Aber ich hatte leider kein Geld. Vorsichtig klopfte ich deshalb bei unserem Expeditionsbuchhalter an. „Wir brauchen unser Geld für neue Baubretter, Bretter sind wichtiger als Ihre blöden Sterne!“ erhielt ich zur Antwort.

Der Nachtwächter der Sternwarte von Stalinbad hatte mehr Verständnis für die Wissenschaft und lieh mir schließlich so viel, daß ich wenigstens bis Ag-bulag telegraphieren konnte, wo sich zu dieser Zeit mehrere astronomische Expeditionen zur Beobachtung einer Sonnenfinsternis befanden.

Noch in der gleichen Nacht kam ein Telegramm zurück: „Was hat Gurjew entdeckt?“

Wir waren in der Sowjet-Union, und es wäre wohl ein Wunder gewesen, wenn einmal ein Telegramm nicht teilweise oder ganz verstümmelt angekommen wäre. Am folgenden Tag stand aber dann doch in den Sowjet-Zeitungen die Entdeckung eines neuen Sternes. Es war die gleiche Nummer, in der auch der Tod Maxim Gorki's angezeigt wurde.

In Hadschi-obi-garm sind mir auch mehrere Beobachtungen von Meteorspuren-Ionisationen gelungen.

Staub-Meteorspuren, die ein Produkt der Zertrümmerung von Meteor-
masse sind, muß man unterscheiden von den Ionisationen von Meteorspuren.
Dies ist eine Erscheinung, die beim Durchgang eines Meteors durch eine
Gassäule entsteht, wobei das Gas durch das Meteorlicht ionisiert.

Es gibt in der Natur kaum einen Vorgang, der so schön, aber auch so
schwer zu beobachten ist, wie Meteorspuren. Man muß das Teleskop im
Bruchteil einer Sekunde einstellen, sobald eine schwach leuchtende Ionisa-
tions-Meteorspur sichtbar wird. In ganz seltenen Fällen gibt es Ionisations-
Spuren, die zehn bis zwanzig Minuten für das Auge sichtbar bleiben. Koslaff,
der bekannte Mongolei- und Tibetforscher, hat allerdings über halbstündige
Beobachtungen von Ionisationsspuren geschrieben.

Als es mir das erste Mal gelungen war, eine solche Spur im Fernrohr zu
erkennen, sahen wir zuerst ein leuchtendes Band, welches im ersten Teil der
Beobachtung beinahe unbeweglich blieb. Später begann eine Spur-Verschie-
bung und Ausbreitung oder Diffusion. Man kann sehr große praktische Er-
gebnisse aus der Diffusions-Geschwindigkeit erzielen, weil ein empirischer
Zusammenhang besteht zwischen Ausbreitungsgeschwindigkeit, Gas-Dichte
und Temperatur der Schicht, in der die Ausbreitung vor sich geht.

In einem anderen Fall erschien im Zentrum dieser leuchtenden Bahnspur
ein lichtloser, nicht leuchtender Kanal, ein sogenanntes Trowbridge-Rohr.

Die Verschiebung von Spuren zwischen den Sternen bedeutet Gasbewe-
gung in der Stratosphäre, sogenannten Stratosphärenwind.

Ich habe solche Spurenverschiebungen von 300 bis 400 Meter in der Se-
kunde beobachtet.

Die Atmosphärenschicht, in welcher Ionisations-Spuren erschienen, ist
70 bis 160 Kilometer von der Erdoberfläche entfernt.

Einen Teil dieser meiner Beobachtungen im mittelasiatischen Gebiet hat
Professor Oliver, Direktor der Pennsylvania-Universität in USA, im Katalog
„Long Enduring Meteor Trains“, welcher mit den chinesischen Beobachtun-
gen 100 Jahre vor Christus beginnt und mit 1941 endet, verzeichnet. Die
Zahl aller katalogisierten Beobachtungen beträgt 1336, davon sind von mir
etwa 30 genannt.

Diese große Zahl von Beobachtungen verdanke ich nur dem wunderbar
durchsichtigen und wolkenlosen mittelasiatischen Himmel

So gelangen mir und meiner Frau am 11. August 1936 die Beobachtung von
fünf Meteorspuren in einer Nacht. Eine aus dieser Zahl war in sieben Mi-
nuten 14 Grad Bogen gegangen.

Die Gegenüberstellung der Richtungen dieser Meteorspuren-Bewegungen
erbrachte uns Klarheit darüber, daß trotz des ruhigen Wetters in der Tropo-
sphäre in den höheren stratosphärischen Schichten eine Strudelbewegung
stattfand.

Leider war uns das Glück, das uns in der Spurenbeobachtung beschieden
war, nicht auch für unser gewöhnliches Leben treu.

Wie schon einmal erwähnt, mißfiel der einheimischen Bevölkerung unsere Anwesenheit sehr. Als ich einmal zu unseren Instrumenten kam, fand ich alles in wüstem Durcheinander in der Wiese verstreut. Man hatte absichtlich eine Kuhherde gegen unsere Beobachtungsstelle gejagt!

Ein anderes Mal trank ich aus dem Awjik, der offenen Wasserleitung, und bekam davon solche Leibschmerzen, daß eine Vergiftung wahrscheinlich schien. Auch daß Milch, das bekannte Gegenmittel bei Vergiftungserscheinungen, half, sprach für eine solche. Später fanden wir etwa zwanzig Meter von unserem Lager entfernt zahlreiche Sprossen des Walnußbaumes, die in Mittelasien mit Vorliebe zum Vergiften des Wassers benützt werden.

Die häufigsten Besucher waren aber doch die Bären. Eines Nachts, als ich am Teleskop saß und die Beobachtungen meiner im Zelt sitzenden Frau diktierte, hatte ich plötzlich das Gefühl, als wenn jemand hinter mir stark atmete. Die Nacht war so schwarz, daß man keine drei Schritte sehen konnte, so rief ich meiner Frau, mit der Laterne herauszukommen. Im Schein des Lichtes stand ich, nur durch einen Rosenstrauch getrennt, vor einem Bären. Ärgerlich brummend zog er sich in den Walnußwald zurück.

Unsere Umgebung war überhaupt mit Tieren bevölkert wie ein gut besetzter Zoo. So hatte ich einmal einen „Greif“, eine Geierart mit zwei Meter Flügelspannweite, geschossen. Diese Riesenvögel mit sehr starken Krallen an ihren Ständern wirken durch den kahlen, gelben Hals und Kopf abschreckend häßlich. Ausserdem hatte mein Beutevogel entsetzlich viele Läuse. So schnitt ich ihm nur Kopf und Ständer ab und legte diese auf das Zelt zum Trocknen.

Nach etwa einer Stunde, meine Frau hatte sich im Zelt auf das Feldbett gelegt, sah ich plötzlich über ihr an der Wand eine etwa untermittlere Phalangide. Ich gebot meiner Frau sich ruhig zu verhalten und schoß. An der Stelle, an der das Spinnenungetüm gesessen hatte, klaffte ein Loch. Es war der Platz, an dem außen auf dem Zelt der Geierkopf zum Trocknen gelegen hatte. Der Aasgeruch hatte die „Phalanga“ angelockt. Da diese Spinnenart stets paarweise auftritt, suchten wir sofort unser Zelt nach dem Gefährten ab und fanden ihn auch sehr bald.

Dies war jedoch nur eines der alltäglichen Erlebnisse in unserem Forscherdasein. Es gab Schlimmeres!

Als Arbeiter und Bergführer hatte ich bei meiner Expedition auch einen Mann Namens Piotr Dementschuk aus dem Ural. Da er ehemaliger Angehöriger der GPU-Truppen war, die gegen die Basmatschi gekämpft hatten, kannte er das Gebirge sehr gut. Oft erzählte er aus dieser seiner Kampfzeit. Es waren fast immer schreckliche, blutrünstige Geschichten, die keiner von uns hören wollte. Aber da den Mann alle fürchteten, mußten wir sie anhören.

Eine seiner schrecklichsten Geschichten, an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann, war die über die Ermordung einer grusinischen Fürstin

aus einem von den zwei mohammedanischen Gebieten Grusiniens. Die GPU hatte ihr Vater und Bruder ermordet und da kein Mann mehr aus ihrer Sippe lebte, um nach Stammesbrauch Rache zu nehmen, fühlte sie sich dazu verpflichtet und kämpfte zusammen mit einem Partisanenhaufen. Einem aus alten Tschekisten zusammengestellten Trupp war es schließlich gelungen, die Gruppe der Fürstin einzuschließen und sie selbst gefangen zu nehmen. Nachdem die Tschekisten sie vergewaltigt hatten, nagelten sie sie an ein Kreuz.

Immer wenn ich an diese Mohammedanerin denke, sehe ich sie, die gegen die satanische Gewalt des Bösen gekämpft hatte, am Kreuze hängend den gleichen Tod erleiden wie einst Christus, unser Erlöser.

In der Zeit, in der Piotr bei mir war, entdeckte er auch einmal auf einer völlig unwirtlichen Strecke des Gurka-Daria-Rieß, in einer Grube versteckt, Brotgetreide. Arme Kolchosbauern hatten es als Wintervorrat beiseite geschafft. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als dies sofort der NKWD zu melden!

An einem trüben Abend, der Himmel war stark mit Gewitterwolken überzogen, erbat sich Piotr Urlaub, um mit dem Hund jagen zu gehen. Ich wußte, daß er sich am Zungenende einer Gletschermoräne eine Rindenhütte gebaut hatte. In der Nacht ging ein so starkes Gewitter nieder, daß unsere Zeltwände unter der Gewalt von Sturm- und Regenböen erzitterten. Als ich nach dem Gewitter vor das Zelt trat, um zu den Sternen aufzuschauen, die zwischen den noch jagenden Wolken sichtbar wurden, bemerkte ich in Richtung der Gletschermoräne schwaches Brandlicht. Am folgenden Morgen fehlte Piotr. Plötzlich war sein Hund da, völlig naß, zitternd und wie verstört. Ich entschloß mich, nach dem Mann zu suchen. Nach zwei Stunden strengen Fußmarsches erreichte ich die Moräne. Schon von ferne sah ich eine rauchende Rindenhütte und erkannte daneben im Fernglas einen angekohlten Körper. Beim Näherkommen sah ich neben der bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Leiche ein am Schaft mit Blech von Konservendosen geflicktes Gewehr. An dieser Flickarbeit erkannte ich es einwandfrei als Piotrs Eigentum. Die Arme der Leiche waren mit Stahldraht auf den Rücken gebunden und in der Schädeldecke befand sich ein Loch. Anscheinend hatte man den Mann mit seinem eigenen Gewehr, das nun zerbrochen neben der Leiche lag, erschossen. Sein Schicksal hatte sich auf grauenhafte Weise erfüllt!

Später erfuhr ich, daß die NKWD wegen dieses Endes eines ihrer Mitarbeiter, der, wie sich nebenbei herausstellte, auch mit meiner Überwachung beauftragt gewesen war, mit harten Repressalien gegen die Tadschiken vorging. So wurde ihnen auch der Besitz jeglicher Waffen verboten und jedes alte Jagdgewehr beschlagnahmt. Die Tadschiken benützten noch allgemein das sogenannte „Multik“, eine sehr lange altertümliche Flinte, bei der man, um zielen zu können, den Lauf auf einen Dreifuß legen mußte. Völliges Verbot für Schußwaffen war für dieses uralte Jägervolk, das sich

gegen Schlangen, Bären und Panther behaupten muß, eine sehr harte Maßnahme.

Unsere außerordentlich reichen Forschungsergebnisse in diesem Jahr halfen uns, über traurige und bittere persönliche Erlebnisse leichter hinwegzukommen.

Im Jahre 1937 verlegten wir unsern Arbeitsplatz tief ins Gebirge, in das „Iskander-Kul“ = „Alexander-See“-Gebiet.

Wir passierten den Ansof-Paß und folgten dann dem Fluß Jagnob, der an seiner Quelle goldhaltig ist. In wildromantischer Gegend, in der sich der Fluß öfter durch enge Felsrisse zwängt, sahen wir manchmal nur mehr einen schmalen Streifen Himmel über uns, wenn wir an den oft bis 1500 Meter steil aufsteigenden Wänden hochsahen. Und da diese Felswände noch mit einer schwarzen Flechte, der einzigen Vegetation in diesen unheimlich wirkenden Schluchten, bewachsen war, sahen sie wie schwarz verräuchert aus.

Etwa 60 Kilometer nordwestlich vom Ansof-Paß verschwand der Jagnob plötzlich in die Erde. Vor etwa 40 Jahren hatte ihn ein Bergrutsch auf eine Strecke von mehreren Kilometern verschüttet. Auch ein Dorf war damals mit in die Tiefe gestürzt. Der einzige Überlebende, ein Berghirte, hatte die Katastrophe vom gegenüberliegenden Berghang aus mit angesehen. Der Weg unserer Karawane führte genau über den verschütteten Fluß und das einstige Dorf, das nun unter einer etwa 80 Meter hohen Schuttschicht vergraben lag. Einzelne Geröllsteine erreichten eine Höhe von acht Metern. Etwa zehn Kilometer vor dem Gebirgsdorf Takfon kam der Fluß wieder zum Vorschein. Von dieser Stelle ab wechselt er seinen Namen von Jagnob in „Sarafschan“, Goldener Strahl!

Als wir endlich Takfon erreichten, packten wir unser Expeditionsgut in besondere Traglasten für die kleinen Bergesel, die wohl „Muli“ genannt werden, jedoch richtige Esel sind, allerdings nur die Größe eines Bernhardiners erreichen.

Begleitet von einigen einheimischen Bergführern, zogen wir das Flußtal weiter. Ungefähr 12 Kilometer von Takfon entfernt erhält der Sarafschan einen linken Zufluß, den „Iskander-Dariu“ = Alexander-Fluß. Wir überquerten diesen auf einer schwankenden Brücke, die in der Art angefertigt war, wie Schwalben ihre Nester bauen. Unser Weg führte weiter über sogenannte „Owringe“, Steige an den steilen Felswänden über dem Fluß, die von waagrecht in den Fels gerammten Pfählen getragen werden. Angstvoll begleiteten unsere Augen dabei die vor uns gehenden, schwer beladenen Muli, die sich beim Steigen ganz eng an die Wand schmiegen. Aber diese kleinen Gebirgsesel sind für solche Wege geboren und steigen mit ungewöhnlicher Vorsicht.

Durch wilde, menschenleere, fast vegetationslose Gegend zogen wir weiter flußaufwärts.

Die Sage berichtet, daß in dem öden Gebiet, durch das wir zogen, einst ein stolzes, freiheitsliebendes Volk gelebt habe, das sich den Griechen nicht hatte unterwerfen wollen. Auf Befehl Alexanders sei der Fluß deshalb gestaut worden, bis das ganze Tal überschwemmt und alle Menschen, die in diesem lebten, ausgerottet waren.

Angesichts der Trostlosigkeit dieser Gegend konnte man sich eine solche Tragödie wohl vorstellen. Um so mehr waren wir deshalb überrascht, als wir plötzlich eine wunderbare Oase in dieser Steinwüste vor uns liegen sahen. Das bisher enge Flußtal breitete sich plötzlich aus und die Hänge leuchteten in den unwahrscheinlichsten Farben, von zartrosa bis himmelblau. Es waren verschiedene Moose und Flechten, auf denen dieses Farbenwunder beruhte.

Wie auf einem kitschigen Bild stand auch noch auf einer Felszacke ein Steinbock und beobachtete ganz ruhig unsere Karawane.

An einer Wand, etwa 100 Meter unterhalb des Gipfels, gähnte ein schwarzes Loch, von dem uns die Bergführer erzählten, daß es das Grab eines heiligen Einsiedlers sei. Später besuchte ich es zusammen mit einem Kollegen, indem wir uns vom Gipfel aus zu dem Loch in der Wand abseilten. Es war eine etwa fünf Meter tiefe Grotte, in der wir ein bis an die Hüfte vergrabenes Skelett fanden. Auf dem Boden verstreut lagen einiges Tongeschirr und morsche Stricke. Anscheinend hat dieser Einsiedler seine Nahrung von den Bewohnern der Umgebung erhalten, die diese an Stricken vom Gipfel aus zu ihm hinunterließen. Unserer Ansicht nach mußte der Heilige schon an die 200 Jahre tot sein. Die besonders trockene Luft dürfte Skelett und Stricke so gut konserviert haben.

Unter uns im Talkessel lag ein See. Wir mußten uns durch die dichte Vegetation, wilde Rosensträucher, Birken, Vogelbeeren, schwarze Johannisbeeren und vieles andere zu ihm durchkämpfen. Leider war dieses herrliche Tal vom Tosen eines gigantischen Wasserfalles erfüllt, der mit 60 Meter Höhe und 40 Meter Breite der größte des sowjetischen Mittelasien ist. Man sieht allerdings nicht viel davon, da er sich in einer Felsspalte verbirgt. Direkt über dem Fall, dessen Wasser aus dem 60 Meter höher liegenden Alexander-See kommen, hing an der Felswand ein großes Adlernes.

Den Wasserfall rechts liegen lassend stiegen wir an einer Wand auf, bis wir ein Plateau erreichten, vor dem ich wie erstarrt verharrte. Ein in seiner Form unübersichtlicher See, von japanischen Gebirgsfichten umrahmt, lag vor uns und hinter der Wasserfläche war die Sonne eben im Begriff unterzugehen. Ihr strahlendes Licht tauchte alles in überirdischen Glanz, der so stark war, daß man die Augen geblendet schließen mußte.

Die Sonne war nicht mehr als fünf bis sechs Grad vom Horizont entfernt und besaß überhaupt keine Aureole.

Wir hatten ein Paradies für astronomische Beobachtungen gefunden. Der dunkelblaue Himmel und die roten Wände der Felsen ließen das Auge schon jetzt ein unerhörtes Wunder an Sternen erahnen. Als riesenhafter Bergkranz rahmten die Viertausender den See: „Istirek“ genau im Südosten, daneben

„Doschtschimernaja“, weiter „Lawinaja“ und im Nordwesten der wuchtige „Ganza“ mit seinem fast 6000 Meter hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel. Sein weißes Haupt spiegelte sich in dem dunkelgrünen Wasser des Sees. Deutlich erkannten wir, daß der Seespiegel öfter gewechselt hatte, und zwar lag die oberste Grenze 225 Meter höher als jetzt. Kleine, regelmäßig gewachsene Sträucher bezeichneten wie ein dunkler Strich die ehemalige Wassergrenze. Ein zweiter solcher Grenzstrich zeichnete sich in etwa 140 Meter Höhe ab und der letzte betrug vom gegenwärtigen Wasserspiegel 70 Meter.

Die Umgebung des Sees war ganz mit dichtem Baumwerk bewachsen; Birken, Vogelbeeren, Nüsse und viele Glyzinen. In diesen wunderschönen See ergießen drei Gebirgsflüsse ihre Wasser: „Saratok“, vom Ganza-Gletscher kommend, „Hasarmedsch“ und noch ein kleinerer, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Wir erreichten den See bei einem großen Felsblock, an dem frühere Besucher ihre Visitenkarten eingemeißelt hatten. Die erste Eintragung in fehlerhaftem Russisch besagte, daß im Jahre 1844 ein russischer Infanterie-Aufklärungstrupp dort vorbeigekommen war. Es folgte eine englische Eintragung eines in der Literatur unbekanntem Namens und 1866 hatte sich noch eine Kosakenpatrouille verewigt. Die letzten Besucher des Sees hatten außer einem beachtlich primitiven Menschen auch ein Lehmhaus zurückgelassen, in dem sich noch die Reste einer meteorologischen Station befanden. Die Hütte erwies sich bei näherer Besichtigung so von Ungeziefer verseucht, daß sie unbewohnbar war und der meteorologische Beobachter wußte selbst nicht, warum er immer noch da saß. Er war völlig von der Welt abgeschlossen, hatte nicht einmal ein Radio, und seine Aufzeichnungen waren, wenn er sie gelegentlich, ganz unregelmäßig und natürlich immer stark verspätet ins Tal schicken konnte, für eine Wetterbestimmung völlig wertlos.

Die Station war von dem in ganz Mittelasien sowohl als Forscher als auch als Befehlshaber im Kampf gegen Basmatschi und Afghanen bekannten Oberst Ionoff gegründet worden. Bei Durchsicht des Hauses fand sich eine Kiste mit alten Papieren, die sichtlich vom sowjetischen Nachrichtendienst stammten. Es waren Fotos von englischen Offizieren, die in Kaschmir stationiert waren, und eine Beschreibung der britischen Streitkräfte dort. Die Vermutung lag nahe, daß Oberst Ionoff, während er sich am Iskander-Kul einige Jahre als Meteorologe und Versuchszüchter von Waschbären beschäftigte, eine wichtige Figur des sowjetischen Nachrichtendienstes gewesen war.

(Schluß folgt)